

(Nachdruck verboten.)

71

Verloren.

Eine Leidensgeschichte aus dem Volke.

Von Robert Schweißel.

Nehring kam auf seiner Wanderschaft nicht sehr weit. In Altenbach war eben eine große Feuersbrunst gewesen. Gottlieb hörte unterwegs davon und lenkte seine Schritte nach dem Städtchen. Er fand Arbeit in Hülle.

Eines Tages wurde er und ein anderer Geselle, namens Abel, von dem Meister nach dem Amtshause geschickt, wo an dem Kassengewölbe eine Ausbesserung nötig war. Einige Wochen nach vollendeter Arbeit wurde an der Amtskasse, die sich in jenem Gewölbe befand, ein Diebstahl entdeckt. Die Art und Weise seiner Ausführung ließ auf die genaueste Kenntnis der Verlichkeit von Seiten des Täters schließen. Der Verdacht fiel deshalb auf die beiden Gesellen. Sie wurden gefänglich eingezogen; Nehring tobte wie ein Rasender im Gefängnis, während Abel die größte Gemütsruhe an den Tag legte.

Abel war wie Nehring auf seiner Wanderschaft nach Altenbach gekommen. Er hatte an seinem Knotenstock ein gut Teil der deutschen Vaterländer abgemessen und das vielfach gestaltete Schicksal, welches von einem Wanderbuche unzertrennlich ist, hatte ihn müde gemacht. Gott sänftigt die Winde für das geschorene Lamm, aber ein wandernder Handwerksbursche wird zu allen Jahreszeiten geschoren.

„Du machst durch Dein Loben die Sache nur ärger,“ sagte Abel zu seinem Leidensgefährten. „Wenn Du unschuldig bist wie ich, so muß man uns eines Tages doch wieder loslassen.“

Er war sehr demütig gegen den Gefängniswärter, noch demütiger gegen den Herrn Amtsrichter.

Der Tag der Freiheit ließ indessen lange auf sich warten. Es ist zwar ein schöner Rechtsgrundsatz, daß man den Angeklagten so lange für unschuldig halten soll, als bis das Gegenteil erwiesen ist. Allein ein Untersuchungsrichter soll die Schuld oder Unschuld aus dem Verdächtigen herausverhören, und gerade er hat die weiteste Gelegenheit zu der traurigen Erfahrung, wie ersinderisch die Schuld in ihren Masken und Rollen ist. Daher ist es kaum ein Wunder, wenn ein Untersuchungsrichter in seiner Kenntnis der Proteusnatur der Verbrecher von der Voraussetzung der Schuld des Verdächtigen ausgeht.

Herr Mayhofer tat dasselbe und er war überzeugt, daß er seine Pflicht tat. Ob ein Gesetz human oder unhuman sei, ob es mit dem Geiste der Zeit übereinstimme oder nicht, war nach seiner Ansicht nicht Sache des Richters. Der Richter hatte nur dem Buchstaben des Gesetzes Leben einzuhauhen. War er nach bestem Gewissen dem Buchstaben des Gesetzes nachgekommen, so konnte er, wie Pilatus, seine Hände in Unschuld waschen. Herr Mayhofer gestattete seinen Amtsgedanken nicht, ihm aus der Amtsstube nachzufolgen. War die Amtsstube hinter ihm in das Schloß gefallen, so war er ein „Mensch“, und er war es gern mit den Menschen, sei es am Kartentische, sei es bei der schlangenhaltigen Flasche. Er war ein angenehmer Gesellschafter, und wenn er die guten Dinge dieser Erde ein wenig liebte, so nahm man in einem Orte wie Altenbach, wo geistige Interessen die letzte Rolle spielten, daran wahrlich keinen Anstoß. Ein Feinschmecker zu sein, galt im Gegenteil für einen Ruhm.

Im Amte machte Herr Mayhofer zwar eine etwas barsche Miene, er war unbeugsam in bezug auf das Gesetz, aber er war durchaus keine grausame Natur. So hielt er sich auch in der Untersuchung gegen Nehring und Abel streng innerhalb der Schranken des Gesetzes. Allein er sah auch nicht ein, warum er von den Befugnissen, die das Gesetz dem Richter einräumt, nicht gegen die „hartgefotenen Spitzbuben“, wie er Nehring und Abel wohl am Sonnabend nachmittag beim Glase nannte, Gebrauch machen sollte, um sie zum Geständnis zu bringen. Tat er es auch ohne persönliche Leidenschaft, so empfanden die beiden Gesellen darum seine Macht doch schwer genug und ihre Befinnungen gegen den Amtsrichter nahmen eben keine freundliche Färbung an. Indessen stellte sich im Laufe der Untersuchung nichts heraus, was den Verdacht gegen

die Angeklagten verstärkt hätte, und so wurden sie endlich ihrer Haft entlassen.

Den wahren Schuldigen sollte die Gerechtigkeit nie ereilen. Er schiffte der Küste Nordamerikas entgegen, während Nehring und Abel im Gefängnis saßen. Es war ein Schlossergeselle aus Altenbach, der längst seine Absicht ausgesprochen hatte, auszuwandern, und so war es niemand aufgefallen, als derselbe während der Untersuchung seine Reise über das Weltmeer antrat.

Abel schnürte sein Felleisen, sobald er frei war. Er suchte Nehring zum Mitwandern zu bewegen.

„Ins Wanderbuch können sie uns nichts schreiben, da sich nichts gegen uns herangestellt hat,“ hielt er seinem Kameraden vor. „In der nächsten Stadt weiß kein Mensch etwas von der Geschichte, und es ist so gut, als ob wir nie in dem Turme gesteckt hätten. Wären wir wegen Jechens eingepfeffert worden, dann wär's freilich schlimm.“

Nehring blieb und beide schieden auf Nimmertwiederssehen. Wie sie am ersten Meilenstein auf der Landstraße standen, versuchte Abel seine Ueberredungskunst noch einmal. Der Turm des Amtshauses schaute über die verfallene Stadtmauer herüber, auf der die Sträucher im ersten Frühlingschmud prangten.

„Ich könnte den Turm nicht immer vor Augen haben,“ sagte Abel, indem er das Felleisen, welches ihm Nehring bis hierher getragen hatte, auf den Rücken nahm. „Ich hätte keine frohe Stunde mehr in Altenbach. Komm mit!“

„Was kümmert mich der Turm?“ versetzte Nehring finster. „Ich will den Leuten zeigen, daß ich ihnen noch ins Auge schauen kann, daß ich kein Spitzbube bin.“

„Es bleibt doch was an Dir hängen, bis sie den Wahren am Kragen kriegen,“ kopfschüttelte Abel, tat seinem Leidensgefährten noch einmal aus der mit einem bunten Taschentuche geschmückten Geleitsflasche Bescheid und humpelte in die blühende Welt hinaus.

Nehring hatte von der Soldatenzeit her eine aufrechte Haltung. Nun trug er sie noch stolzer. Es wäre keinem zu raten gewesen, ihn an den Turm zu erinnern. Es wagte auch niemand. Und nun, nachdem Monate seit seiner unverschuldeten Haft hingegangen waren, mußte er aus Regine's Munde nicht nur hören, daß seine schwere Prüfung keineswegs vergessen war, sondern daß man ihn auch für schuldig hielt. Einen Dieb hatte Regine ihn gegen Marie gescholten.

Was hätte er in jenem Augenblicke darum gegeben, wenn Regine kein Weib gewesen wäre! Daß Marie die Beschuldigung zurückwies hörte er nicht mehr. Es wäre ein Tropfen Balsam für ihn gewesen und er wäre gewiß am Sonntag nach dem „blauen Engel“ gekommen. Nun hielt er sich trotz des schönen Wetters den ganzen Tag über in seiner Kammer verschlossen und wühlte in der Wunde seines kranken Ehrgefühls. Nicht einmal zu lesen vermochte er, was er sonst am Sonntag so gern tat. Er öffnete zwar eins von den Büchern, die ihm der alte Lampe geliehen hatte — es war ein kurzer Abriss der Weltgeschichte — allein die gedruckten Worte hatte keinen Sinn für ihn. Erst mit Sonnenuntergang ging er ins Freie, auf dem Wege, den Abel fortgegangen war. Er bereute jetzt, daß er nicht mit ihm weggewandert war. Es hatte ihm ja nichts genutzt, daß er den Leuten durch sein Bleiben sein gutes Gewissen zu beweisen gesucht hatte. „Was nützt es unferinem überhaupt,“ rief er zähneknirschend, „daß er ein ehrlicher Kerl ist?“ Er war als Soldat nie bestraft worden, obgleich sein Hauptmann zu den Offizieren gehörte, die sich im Dienste bei jeder Gelegenheit in den Zorn hineinreden und ihre Philippika mit den Worten pomphast zu beschließen pflegen: „Feldwebel, geben Sie dem Mann drei Tage Mittelarrest!“ Gottlieb hatte nie zu solchen Redebübungen herhalten müssen, er hatte sich mit den besten Führungszeugnissen aus dem bunten Nocke entpuppt, sein Wanderbuch war ohne Bemerkungen geblieben, und dennoch war er des Diebstahls verdächtig geworden! Er war von diesem Verdachte freigesprochen worden, und doch hielt man ihn für schuldig! Ja, warum hatte er nicht mit Abel zugleich den Staub von seinen Füßen geschüttelt? Und es war doch ein trauriges Leben gewesen, das er seitdem geführt hatte! Die Empfindlichkeit seines Ehrgefühls hatte seine Kameraden von ihm ferngehalten und sein

Mißtrauen in allem, was sie taten, einen Stachel für sein Herz gefunden.

Auch der „blaue Engel“ war ihm jetzt verleidet. Er war kein Wirtshausläufer. Statt nach vollbrachtem Tagewerk in der Kneipe zu sitzen, las er lieber ein Buch, wenn er eines hatte, oder er schrieb und rechnete für den Meister, und das Geld, was er auf diese Weise sparte, verwandte er darauf, sich in seiner Kleidung eigen zu halten. Seit seiner Gefangenschaft mochte er vollends nicht die Orte besuchen, wo die Gesellen beisammen zu sitzen pflegten. Der Durst hatte ihn eines Tages von dem Brückenbau nach dem „blauen Engel“ hinaufgeführt. Der Blick von droben in das Tal und auf die Berge gefiel ihm. Es war hier oben an den Wochentagen abends so still, die anderen Gesellen wanderten nach beendeter Arbeit in die Stadt zurück, und so war er am nächsten Tage mit seinem einfachen Abendbrot in der Tasche wieder hinaufgestiegen und so an jeden folgenden Tage, sobald der langgezogene Ruf den Feierabend verkündete.

Nun war ihm das Schlimmste gerade in dem „blauen Engel“ begegnet, wo ihm immer so wohl gewesen war!

Als ob er den Sonntag im Rausch beschlossen, so schwermütig fühlte er sich anderen Tages bei der Arbeit. Stumm und verdrossen führte er Hammer und Kelle. Um die Besperzeit kam der alte Lampe an den Strom herunter. Mehring saß, den Kopf in die Hand gestützt, in den Schatten eines Felsstückes. Er ließ die Erkundigung des Alten, warum er gestern nicht in den „blauen Engel“ gekommen sei, unbeantwortet. Statt dessen fragte er plötzlich:

„Glaubt Ihr, daß es eine Gerechtigkeit auf Erden gibt?“

„Ja, wie kommt Ihr darauf?“ rief Lampe, über den finsternen Blick des jungen Gesellen betroffen. „Hat Euch wer Unrecht getan?“

„Hat Euch nie wer Unrecht getan?“ entgegnete Mehring. „Oder war's recht, daß sie Euch aus dem Amt setzten? Ich den!, Ihr seid noch heute rüstig genug.“

Der alte Schulmeister schüttelte den Kopf. „Heute ging's freilich nicht mehr,“ sagte er. „Manches Jährchen hätt' ich freilich noch lehren können, aber es war Gottes Wille, und es ist ja der Lauf der Welt, daß die Alten den Jungen Platz machen müssen.“

(Fortsetzung folgt.)

Große und kleine Leute.

Von Dr. F. Wiese.

In den Märchen unserer Kindertage spielen Erzählungen von Riesen und Zwergen eine wichtige Rolle. In einer großen Anzahl von Büchern der Jugendliteratur begegnen wir vielfach jenen großen und kleinen Wesen von unnatürlichem Wuchse und unproportioniertem Körper in künstlerischer Darstellung und als Objekt so mancher Wunderfrage, die die kindliche Phantasie mächtig anregt und in ferne Länder und ferne Zeiten versetzt. Auf den Eindruck jener Lektüre in unserer Jugend ist vielleicht die Vorstellung zurückzuführen, daß einstmal und in anderen Ländern das Menschengeschlecht an Körperwuchs und Größenmaß von dem unfrigen ganz verschieden gewesen und daß wir besonders durch Degeneration der Rasse den angeblichen Riesen früherer Zeiten gegenüber gewissermaßen zum Pygmäen herabgesunken seien. Nichts ist falscher als eine solche Annahme, wie die nachstehenden Ausführungen zu beweisen versuchen sollen.

Welches sind nun zunächst die Grenzen, zwischen denen der normale Wuchs der Menschen variiert? Gewöhnlich teilt man die verschiedenen menschlichen Rassen ein: in kleine Rassen unter 1,60 Meter, in mittlere zwischen 1,60 und 1,70 Meter und in große über 1,70 Meter. Die kleinsten Rassen sind: die Eskimos (1,58), die Lappen (1,53), die Negritos der Philippinen (1,50) und endlich die Affas des südlichen Afrika (1,42 Meter). Die Bewohner Südschwedens, Polens, Livlands, der Ukraine, Sachsens, Preußens, Englands und Nordamerikas können unter die großen Rassen gezählt werden. Schließlich sind auch die Patagonier durch ihren hohen Wuchs bekannt.

Wenn nun Legende und Tradition von Rassen erzählen, deren gigantischer Wuchs alles überrufen würde, was unsere Phantasie sich vorzustellen vermag, so gehören alle jene Riesen der Fabel und nicht der Geschichte an. Noch im Jahre 1718 versicherte ein Akademiker Henrion ganz ernsthaft, daß Adam mindestens 41 Meter, Eva 40, Abraham 6,60, Moses 4,70 und Goliath 4 Meter gemessen haben. Tausende von menschlichen Skeletten sind aber an den verschiedensten Punkten der Erde ausgegraben worden, und die Anthropologen haben nach ihnen den Beweis geführt, daß in prähistorischen Zeiten der Mensch seinen heutigen Wuchs nicht übertraf. Wenn man bisweilen aufgefundenen Knochen alten Riesen zuschrieb, so hat stets eine genaue Prüfung die

Galliofigkeit dieser Annahme dargetan. So glaubte man eines Tages das Grab des Cimbernkönigs Teutobochus, der durch Marius eine Niederlage erlitt, gefunden zu haben, und nach dem Knochengestalt wäre jener mindestens 30 Fuß hoch gewesen. Allein bei näherem Zusehen fand sich, daß die Knochen allerdings einem Riesen, aber einem Riesen der Elefantenart, einem Mammut, gehörten.

Auf der anderen Seite könnte man nach den in den Museen aufbewahrten Rüstungen zu der Annahme kommen, daß unsere Vorfahren, ohne Riesen zu sein, doch viel größer gewesen sind als wir. Gewiß haben in jener Zeit viele Menschen von hoher Gestalt gelebt, aber die Rasse in ihrer Gesamtheit war nicht größer als heute. Auch dafür liegen massenhafte Beweise in den Ausgrabungen von Skeletten vor. Wir können also in dieser Beziehung beruhigt sein, wir würden unseren Vorfahren nicht als ein Geschlecht von Zwergen gelten. „Nein“, sagt der Franzose Isidor Geoffroy Saint-Hilaire, „nein, der Mensch ist nicht kleiner geworden unter der Wirkung der Zivilisation; er ist nicht schwächer geworden, indem er klüger wurde; er hat nichts von seiner wirklichen Kraft und seiner ersten Größe verloren, indem er sich durch Geschäftlichkeit und Industrie vervielfältigte.“

Wenn also wirkliche Rassen von Riesen nicht existiert haben, so finden sich doch im Laufe der Zeiten Menschen, die sichtlich den Wuchs ihrer Mitmenschen überragen: haben doch einzelne von ihnen fast 3 Meter Höhe erreicht. Wir erinnern an Magimilian Müller, geboren 1674 in Leipzig, der 2,74 Meter maß, an einen Riesen, den man 1755 in Rouen sah und dessen Wuchs 2,59 Meter erreichte, einen schwedischen Bauer und einen Finnländer, von denen Buffon erzählt, daß sie 2,60 Meter groß gewesen seien. Man kann noch im Museum zu München das Skelett eines Riesen von 2,45 Meter sehen, und in Erinnerung werden noch sein der Chinese Chang, der sich 1878 in Europa sehen ließ und 2,49 Meter hatte, und der Oesterreicher Franz Winkler, der 1887 im Alter von 21 Jahren mehr als 2,60 Meter aufwies. Bei den Riesenfrauen ist der Wuchs gewöhnlich „kleiner“ als bei den Männern. Die größte bekannte Frau scheint eine Deutsche, namens Marianne, gewesen zu sein, die 1885 im Alter von 17 Jahren in London in einem Stüde als Königin der Amazonen auftrat. Sie starb sehr jung. Katharina Brodner, eine andere Riesin, war eine sehr hübsche Schweizerin, die im Alter von 23 Jahren 2,15 Meter Höhe erreicht hatte. Endlich besitzt die Sammlung des Museums von Stockholm das Skelett einer Lappin, die 2,03 Meter maß, was um so auffälliger ist, als sie zu einer sehr kleinen Rasse gehörte.

Die Liste der bekannten Riesen ist lang und bis auf den Riesen Racknow noch durch manches Exemplar zu erweitern. Aber sind alle diese Menschen von sehr hohem Wuchse wirkliche Riesen? Mit anderen Worten: zeigen sie sich so, daß die Harmonie des Baues ihrer verschiedenen Organe offenbar normal ist trotz der außerordentlichen Entwicklung ihres Wuchses? Sind ihre physische Kraft und ihre Widerstandsfähigkeit proportional dieser ungewöhnlichen Entwicklung? Die medizinische Wissenschaft antwortet darauf — von einigen Ausnahmen abgesehen — mit einem entschiedenen Nein. Erfahrungsgemäß sterben sie meistens jung, oft an der Schwindsucht nach einer Periode frühzeitiger Senilität. Die medizinische Wissenschaft betrachtet den „Gigantismus“ als eine Krankheit, und besonders die durch die Untersuchungen des englischen Arztes Dana gewonnenen Resultate lassen es nicht bedauern, daß eine Rasse von Riesen nicht aufgefunden ist und aufkommen wird.

Wenn nun gewisse Individuen sichtlich die mittlere Statur ihrer Mitmenschen übersteigen, so finden sich dagegen andere, die durch ihren außerordentlich kleinen Wuchs sich „bemerkbar“ zu machen wissen: das sind die Zwerge.

Die Geschichte hat uns die Erinnerung an zahlreiche Zwerge überliefert. So fand man solche häufig in der Umgebung römischer Kaiser. Augustus und Liberius hatten ihre Zwerge, die sie sehr vergozen, und Domitian ließ sie in Zirkuskämpfen auftreten und amüsierte sich, sie mit Frauen von großer plastischer Schönheit kämpfen zu sehen, die eigentümlich mit der Häßlichkeit ihrer Gegner kontrastierte. Die Orientalen hatten die Griechen und Römer die „Kunst“ gelehrt, das Wachstum aufzuhalten, und man „schuf“ nunmehr Zwerge. Bald hatte jede römische Dame ihr „kleines Ungeheuer“. Es wurde dies zu einer wirklichen Mode, allerdings einer bizarren und unmenschlichen, da sie die Umbildung in elende Wesen bei Individuen begünstigte, die normal hätten sein können. Bis ins Mittelalter findet sich in Italien diese Mode. Karl V. hatte an seinem Hofe einen berühmten Zwerge, Kornelius von Lithauen, der bei einem großen Turnier in Brüssel im Jahre 1545 einen Preis wegen seiner Anmut und Geschicklichkeit errang. Auch in Frankreich gab es lange Zeit hindurch Hofzwerge, und Franz I. hatte außer seinem überaus häßlichen Narren Triboule mehrere Zwerge, die ihn zerstreuen mußten. Die größte Vereinigung von Zwergen scheint in Moskau von der Prinzessin Kathalie, der Schwägerin des Zaren Peter I. veranstaltet zu sein. Ein großes Fest wurde zu deren Ehren gegeben. Etwa 60 Zwerge kamen aus den verschiedensten Gegenden des russischen Reiches zusammen; man führte sie in 15 kleinen Wagen umher, die von je 6 winzigen Pferden gezogen wurden. In der ersten Kutsche war ein Zwergebpaar mit Ehrenherren und Ehrendamen, in einer anderen befanden sich Zwergmusiker. Dieser eigentümliche Zug wurde durch ein Regiment Dragoner von hohem Wuchse eskortiert,

die einen seltsamen Kontrast bildeten und die Helden des Festes noch kleiner erscheinen ließen.

Der kleine Wuchs der Zwerge wie die hohe Statur der Riesen wird gewöhnlich einem bestimmten pathologischen Zustande zugeschrieben und im allgemeinen durch den Rachitismus oder die Mikropthalie verursacht. Inbesseren hat man auch sehr wohl proportionierte Zwerge gesehen, aber auch diese fallen im Gegensatz zu gewissen kleinen Rassen (Zappen, Negritos oder Affas) aus dem Rahmen des Normalen heraus; die Wissenschaft betrachtet sie als Mißgeburten.

Als vollendetes Beispiel eines Zwerges ohne nachzuweisende Disproportion ist Jeffrey Hudson zu nennen, der am Hofe Karls I. von England war und dem Walter Scott in einem seiner Romane ein Denkmal gesetzt hat. Mit 30 Jahren maß er nur 47 Zentimeter, das ist beinahe der Durchschnittswuchs eines wohlgebildeten Neugeborenen. Er erwarb sich ein großes Vermögen und soll sogar im Duell seinen Gegner getötet haben. Nach vielen Jahren Stillstand im Wachstum schoß er „in die Höhe“, und als er 1692 im respektablen Alter von 73 Jahren starb, maß er 1,16 Meter. Die Geschichte des Zwerges des Königs Stanislaus, Herzogs von Lothringen, ist zu bekannt, als daß wir sie hier wiederzugeben brauchen. Nur daran sei erinnert, daß er nach Angabe seiner Eltern bei der Geburt 1½ Pfund wog und am Tage seiner Taufe auf einem Teller präsentiert wurde. Er schlief lange Zeit in einem Schuh, und sein Mund war so klein, daß er bei seiner Mutter nicht die Nahrung finden konnte, man gab ihm eine Ziege als Amme. Er starb im Alter von 23 Jahren und maß beim Tode nur 90 Zentimeter. Sein Scelet ist im Museum aufbewahrt. Der berühmten Zwerge gibt es eine ganze Anzahl. Da sind zunächst zwei Römer aus ritterlichem Geschlecht Marcus Tullius und Marius Maximus, deren Wuchs drei Fuß nicht erreichte, und die, entgegen der damaligen Sitte, einbalsamiert wurden. Cicero hatte mehrere Male als Gegner einen zwerghaften Redner C. Lucinius Calvus, der mit großem Talente plädierte. Auch unsere Generation hat zahlreiche Zwerge gesehen. General Tom, mit seinem wahren Namen Stratton, verdiente mehr als 3 Millionen durch seine Vorstellungen, die er in der ganzen Welt gab. Verheiratet mit einer Zwergin, Miß Lavinia Warren, hatte er eine sehr kleine Tochter, die aber nur einige Monate am Leben blieb.

Im Jahre 1883 ließ sich in Paris eine holländische Zwergin sehen, die 30 Zentimeter bei ihrer Geburt maß, 0,55 mit 5 und 0,59 mit 9 Jahren bei einem Gewicht von 9 Pfund in diesem Alter. Sie hatte einen sehr kleinen Kopf, war aber durchaus keine Idiotin, denn mit 7 Jahren sprach sie fließend holländisch und französisch und verstand englisch und deutsch. Schließlich war noch vor kurzer Zeit in der russischen Verwaltung ein Beamter von 34 Jahren angestellt, der nur 90 Zentimeter maß und mit einer eben solchen Zwergin verheiratet war. Der Moskauer Arzt Benzongor hat übrigens 1887 eine Familie von Zwergen studieren können, was sehr selten vorkommt. Vater und Mutter waren von normalem Wuchs (1,79 und 1,55 Meter groß). Sie haben neun Kinder gehabt, von denen drei tot sind; von den sechs Ueberlebenden hatte nur einer einen normalen Wuchs, die fünf anderen waren Zwerge, und ihr Wuchs variierte zwischen 0,90 und 1 Meter. Alle hatten im Alter von vier Jahren mit dem Wachstum aufgehört. Das Zwergtum ist im allgemeinen das Resultat eines frühzeitigen Stillstandes des Wachstums und in allen Fällen ein pathologischer Zustand wie das Gigantentum. Das bestätigt auch schon der äußere Anblick. Anders ist dies bei zwerghaften Völkern, wie den Pygmäen Afrikas, die uns Stuhlmann so anschaulich schildert. Diese machen keinen verkrüppelten oder verkümmerten Eindruck, auch wenn sie in schlechtem Ernährungszustande sind. Sie sind nicht schön, aber auch nicht mißgestaltet, vielmehr scheinen sie in einem jugendlichen Wachstumsstadium stehen geblieben zu sein; eine vererbte rachitische Knochenkrankung, die den kleinen Wuchs bedingen könnte, hat Stuhlmann nie beobachtet. Im Verhältnis zu ihrer Körpergröße sind sie kräftig, aber auch beweglich und ausdauernd. Sie wissen überall in den dichten Wäldern umherzustreifen, wo größere Leute kaum vorwärts kommen; sie treten äußerst leise auf und bewegen sich vorsichtig, ohne an einen Ast anzustoßen, um nicht durch sein Rascheln das Wild zu verjagen. So sind sie hervorragend geeignet, sich an Wild heranzuschleichen. Von Charakter sind diese Zwergvölker im höchsten Grade argwöhnisch und verschlagen. Sie beobachten zu wissen, ist ihnen unangenehm. Sowie Fremdlinge ihre Niederlassungen gesehen haben, ziehen sie an einen anderen Ort.

Schließlich mag noch darauf hingewiesen werden, daß die heutige Wissenschaft das Zwergtum zu vermeiden und zu beseitigen sucht. In gewissen Fällen, wo man die Ursache des Stillstandes des Wachstums bei einem Kinde hat feststellen können, sind denn auch in dieser Beziehung günstige Resultate erzielt worden.

Kleines feuilleton.

Lichtpreise. Es ist gewiß äußerst überwältigend, wenn man erfährt, daß beispielsweise in Berlin, d. h. bei Zugrundelegung der dort üblichen Brennstoffpreise, 10 600 Gasnerkerzen nur 1 M. kosten, wenn sie mittels Brennerlichtlampen erzeugt sind, während man für denselben Preis bei Verwendung von Quercampen nur 4750 oder

gar beim gewöhnlichen Gaschnittbrenner nur 600 Gasnerkerzen erzielen kann. Diese Zahlen haben, so hoch auch ihr wissenschaftlicher Wert sein mag, für den praktischen Gebrauch nur einen sehr problematischen Wert, insofern, als die großen, wirklich arbeitenden Lichtquellen nicht überall anwendbar sind, andere, scheinbar billiger sich stellende Beleuchtungsarten aber durch Apparate und Nebenkosten in Wirklichkeit wieder so stark verteuert werden, daß von der rechnerisch festzustellenden großen Ersparnis tatsächlich nicht viel übrig bleibt.

Einige Typen der Innenbeleuchtung sollen hier näher betrachtet werden. Eine entschieden elegante und bequem zu handhabende Lichtquelle ist das elektrische Glühlicht, hat aber, ebenso wie die Gaslichtlampen, die unangenehme Eigenschaft, nur in Verbindung mit der Leitung verwendbar zu sein, und dadurch speziell für Tischlampen gewisse Beschränkungen aufzuerlegen, weshalb zumeist die gänzlich selbstständig arbeitenden und durch nichts behinderten Petroleumlampen immer noch ihren Platz behaupten. Ein Grund dafür ist aber auch wahrscheinlich der Umstand, daß sie die billigste Lichtquelle ist, wenn sie auch sonst nicht allen modernen Ansprüchen genügt. Eine gewöhnliche Petroleumrundbrennerlampe hat beispielsweise nur 13—14 Hefnerkerzen Lichtstärke, kostet aber pro Stunde, bei Zugrundelegung eines Petroleumpreises von 20 Pf. pro 1 Liter, nur 0,915 Pf. oder 0,069 Pf. für die Hefnerkerze. Dem gegenüber stellt sich die gewöhnliche Edisonlampe schon auf 0,120 Pf. für die Hefnerkerze, so daß die Petroleumlampe für 1 M. stündlich 1450 Gasnerkerzen liefert, während sich das Quantum bei der Edisonlampe nur auf 882 Gasnerkerzen stündlich stellt. Die verachtete Petroleumlampe kann also in bezug auf den Selbstbeutel die Konkurrenz sehr gut aushalten. Der Impuls, den die Gasbeleuchtungstechnik durch die Erfindung des Glühstrumpfes erhalten hatte, ging selbstverständlich auch nicht spurlos an der Tischlampenindustrie vorüber und zeitigte die Spiritus- und die Petroleumglühlampen, welche jedoch wegen verschiedener Mängel sich noch nicht so eingeführt haben, wie man es bei ihrer Lichtstärke eigentlich hätte erwarten sollen. Im Preise steht die Spiritusglühlampe der gewöhnlichen Petroleumlampe nicht viel nach, denn bei dieser kostet die Hefnerkerze 0,090 Pf. gegenüber 0,069 Pf. bei Petroleum; in Wirklichkeit stellt sich jedoch die Spiritusglühlampe bedeutend teurer, da bei ihr Lichtstärken von 40—45 Hefnerkerzen erzeugt werden, während die Petroleumlampe nur 13 bis 14 entwickelt, so daß die stündlichen Gesamterhaltungskosten von 3,87 Pfennig für eine Spiritusglühlampe gegenüber 0,915 Pfennig für Petroleumlampen schon recht stark ins Gewicht fallen. Wenn nun auch die Spiritusglühlampe unstreitig das ganze Zimmer bedeutend heller erleuchtet, so wird doch mancher aus Sparsamkeitsrücksichten darauf verzichten, wenn ihm die gewöhnliche Petroleumlampe da, wo sie gebraucht wird, also auf dem Tisch, genügend Licht gibt. Nun kommt bei den Glühlichtlampen auch noch der Anschaffungspreis für die Strümpfe in Rechnung, und diesen kann sich unter Umständen recht unangenehm hoch stellen, ganz abgesehen davon, daß diese Lampen infolge ihrer komplizierten Bauart durchaus nicht zuverlässig sind, während die gewöhnliche Petroleumlampe schon einen tüchtigen Puff verträgt, ohne sofort zu streifen.

Die Petroleumglühlampe, welche im Brennstoffverbrauch nicht viel höher stehen würde als die gewöhnliche Petroleumlampe von gleicher Brennergröße, findet wenig Anhang, da hier der Strumpfverbrauch ein sehr hoher und die Zuverlässigkeit eine äußerst niedrige ist. Die geringste Ungenauigkeit in der Dochtöhe und das dadurch bedingte Höherstehen einzelner Flammenenteile hat sehr häufig ein Durchbrennen oder Verrücken des Strumpfes zur Folge, und der dadurch verursachte Ärger wird häufig unangenehmer empfunden, als die Anschaffungskosten für einen neuen Strumpf.

Während nun aber bei der Petroleumlampe, bei der elektrischen Glühlampe und auch bei dem Quercglühlicht die Entzündung und die Entwicklung der Leuchtstärke fast gleichzeitig eintreten oder doch wenigstens die dazwischen liegenden Zeiträume praktisch nicht in Betracht kommen, muß man bei den Spiritus- und Petroleumglühlampen erst eine geraume Zeit warten, ehe dieselben zum Leuchten kommen. Dies erklärt sich dadurch, daß hier erst durch besondere Einrichtungen die Metalle, welche die Vergasung der Brennstoffe bewirken, erhitzt werden müssen. Am Tage resp. bei Eintritt der Dämmerung mag dieser Umstand noch nicht sehr ins Gewicht fallen, aber wenn man mitten in der Nacht einmal schnell Licht machen muß, dann wird man vollständig im Stich gelassen, dann ist die schlechteste Petroleumlampe besser.

Diese letzteren Gründe haben die Beleuchtungstechniker veranlaßt, an der Verbesserung der gewöhnlichen Petroleumlampe zu arbeiten, eine Petroleumglühlampe ohne Strumpf zu schaffen. Das Problem liegt hier umgekehrt, wie bei der Konstruktion der Glühlampe mit Strumpf. Während man nämlich bei diesen letzteren darauf bedacht sein muß, möglichst hohe Hitzegrade zu erzielen, also Blaubrenner oder entleuchtete Flammen zu schaffen, darf bei der Glühlampe ohne Strumpf die Hitze resp. die Verbrennung nur soweit getrieben werden, daß die Brennstoffteilchen noch eine Zeitlang schwebend, also leuchtend in der Flamme erhalten werden. Diese Glühlampen werden also ein Mittelglied zwischen gewöhnlicher Petroleumlampe und Strumpfglühlampe darstellen. Die entleuchtete Flamme ist bekanntlich die infolge vorheriger Mischung des brennbaren Gases mit Luft resp. Sauerstoff zu hohen Hitzegraden gesteigerte Verbrennung, während die leuchtende Flamme durch nachherigen Zutritt der Luft zur

Flamme entsteht. Während also bei der erleuchteten Flamme die Verbrennungsluft schon dem Gase zugemischt und dadurch die Verbrennungstemperatur bedeutend erhöht wird, muß bei der leuchtenden Flamme die Verbrennungsluft der Flamme selbst zugeführt werden. Die Konstruktionen, welche der Erreichung dieses Zieles dienen sollten, haben jedoch bis heute den gewünschten Erfolg nicht gehabt, man hat sich, wie es scheint, immer zu sehr an die Art der Luftzuführung gehalten, wie sie bei den Glühlichtbrennern zur Erzielung entleuchteter Flammen gebräuchlich ist, das heißt man hat die Luft an der falschen Stelle zugeführt und infolge dessen auch nicht das erreicht, was man erreichen wollte: eine Erhöhung der Leuchtkraft der Flamme. Die gewöhnliche Petroleumlampe brennt schlecht, d. h. sie leuchtet ungenügend, wenn die Kohlenstoffteilchen bei zu niedriger Temperatur verbrennen. Auf die Höhe der Temperatur ist nun aber nicht nur die Menge der zugeführten Luft zur Flamme maßgebend, sondern auch die Temperatur der zugeführten Luft. In dieser Hinsicht sind aber alle bis jetzt bekannt gewordenen Einrichtungen mangelhaft, so daß trotz erhöhter Luftzufuhr eine wesentlich bessere Verbrennung nicht eintritt, weil die Vermehrung der Luftzufuhr auch eine Vermehrung der Kältezufuhr im Gefolge hat, wodurch die durch die erhöhte Luftzuführung eingetretene Temperaturerhöhung wieder zum großen Teil absorbiert wurde, der Leuchtkraft also nicht im vollen Maße zugute kam. In dieser Beziehung scheint eine jetzt bekannt werdende neue Erfindung einen glücklichen Griff getan zu haben. Durch einen in jede vorhandene Petroleumlampe einsetzbaren Mantel wird erreicht, daß nur vorgewärmte Luft der Flamme zugeführt wird. Der Effekt ist ein ganz überraschender. Dieselbe Lampe, welche vorher eine stark rotleuchtende Flamme mit naturgemäß schlechter Lichtemission hatte, zeigte nach Anbringung des Mantels eine fast weißleuchtende Flamme mit mindestens doppelter Lichtstärke. Durch Hinzufügung einer bestimmten Brandhöhe läßt sich nicht nur die Flamme verbreitern, sondern die Oberfläche der leuchtenden Flamme auch in eine zur seitlichen Ausstrahlung günstige Richtung bringen, so daß damit die Petroleumglühlichtlampe ohne Strumpf eine recht ausichtsvolle Weiterausbildung gefunden hat.

Aus der Pflanzenwelt.

Die Uebertragung der Mistel. Die Mistel hat durch ihr eigentümliches Schmarogertum die Aufmerksamkeit der Menschen sehr frühe auf sich gelenkt, und geradezu berühmt ist ihre Rolle in der germanischen Mythologie. Während das Urteil des Menschen sonst schmarogenden Tieren und Pflanzen nicht gerade günstig ist, hat die Mistel immer eine Ausnahmestellung eingenommen, in der sich sogar eine gewisse Volkerverehrung ausdrückt. Ueber Schäden und Nutzen der Mistel ist viel geschrieben worden; man kann wohl im allgemeinen nicht mehr sagen, als daß sie beim Ueberhandnehmen auf Nutzbäumen, z. in Obstgärten, schädlich wirken kann, aber bei mäßiger Entwidlung das Wachstum ihrer Wirte kaum benachteiligt. Uebrigens finden die Beeren zur Herstellung von Vogelleim eine Verwendung, über die man freilich auch keine Freude zu empfinden Veranlassung hat, weil der Vogelleim eigentlich nur zu großem Unfug verwandt wird. Sicher ist die Mistel eine der interessantesten Pflanzen, und es ist daher begreiflich, daß der Professor für Pflanzenkrankheiten an der Hochschule für Bodenkunde in Wien, Dr. Ludwig Heide, sich sogar auf Kulturversuche mit der Mistel eingelassen hat, um ihre Wachstumsbedingungen aufzuklären. Da die Mistel sehr langsam wächst, sind diese Forschungen noch nicht abgeschlossen. Dr. Heide teilt jedoch die ersten Ergebnisse jetzt in der „Naturwissenschaftlichen Zeitschrift“ mit. Nach dem Standort werden Laubholz-, Tannen- und Kiefernmisteln unterschieden, und auch nach Form und Farbe der Beeren und der Blätter lassen sich noch verschiedene Arten trennen, die aber alle durch Uebergänge mit einander verbunden sind. Heide hat herausgefunden, daß zwischen Laub- und Nadelholzmisteln ein wenigstens ziemlich ständiger Unterschied besteht, indem erstere meist Samen mit zwei Keimlingen, letztere solche mit nur einem besitzen. Professor Heide hat nun feststellen wollen, ob die Laubholzmisteln sich auch auf Nadelbäume übertragen kann, was an sich wahrscheinlich erscheint, da Apfel- und Tannenmistel neben einander benachbart vorkommen. Es hat sich ergeben, daß diese Uebertragung nicht möglich ist.

Humoristisches.

— Die anspruchsvolle Gaitin. Sie (singend): „Hätt ich Flügel, hätt ich Schwingen!“ — Er: „Gott, wie unzufrieden! Jetzt ist ihr's Automobil auch nicht mehr gut genug!“

— Kräftige Wirkung. „Bitt' schön, Onkel, nieß' noch einmal — damit wieder Mailäfer vom Baum runterfallen!“

— Stoßseufzer. Gymnasiast (über eine griechische Uebersetzung gebeugt): „Ach, warum hat Homer sich nicht das Uebersetzungsrecht vorbehalten!“

(„Fliegende Blätter.“)

Notizen.

— Im Deutschen Theater werden im Juni unter Karl Meinhardt's und Rudolf Vernauers Leitung Possenaufführungen statt-

finden. Es soll eine Berliner, eine Wiener und eine Pariser Posse gespielt werden. Begonnen wird am 8. Juni mit dem „Jongleur“ von Emil Pohl, hierauf folgt „Der Zerrißene“ von Restroh.

— Hans Pfitzner, der Komponist der Oper „Die Rose vom Liebesgarten“, wurde eingeladen, in kommander Saison mehrere Sinfoniekonzerte mit dem Kaim-Orchester in München zu dirigieren. Der Komponist hat diese Einladung angenommen und wird seinen Wohnsitz von Berlin nach München verlegen.

— Ein Beethoven-Theater in Holland. Die im Haag erscheinende Zeitung „Vaderland“ berichtet, daß eine Gruppe von holländischen Komponisten und Musikfreunden, der sich auch Ausländer angeschlossen haben, an einer schönen Stelle der Dünen im Norden Hollands ein Theater erbauen will, das Beethoven gewidmet sein soll. Die Entwürfe des Gebäudes stammen von Verlage, dem Erbauer der Amsterdamer Börse.

— Der Preis des Tenors. Zwischen dem Tenor Caruso und Conried ist ein Vertrag zustande gekommen, der alle einst gezahlten Primadonnenhonorare weit übersteigt. Conried hat von jetzt an vier Jahre lang in allen Erdteilen allein das Recht, Caruso zu vermieten. Anders kann man die Verwertung der Leibeigenschaft, in die sich der Tenor begibt, kaum bezeichnen. Dafür erhält der Sänger allerdings vier Millionen Franken. Auch bei uns soll sich Caruso vor Berlin W.-W. produzieren.

— Unveränderte Bühnenklaberei. Die Generalversammlung des Deutschen Bühnenvereins, die in Stuttgart tagte, hatte der aus Mitgliedern des Bühnenvereins und der Genossenschaft deutscher Bühnengemäuer bestehenden Kommission ein neues Vertragsformular und neue Vertragsregeln vorgelegt. Der Gedanke ist die Einführung des 31. Dezembers als allgemeiner Stündigungsstermin und die Gleichberechtigung von Arbeitgebern und Arbeitnehmern im Theaterbetriebe. Das Schiedsgericht soll nach wie vor fakultativ, die Geltung der Bühnenvtragsregeln obligatorisch sein. Da die vollständige Annahme der neuen Bestimmungen nicht möglich erschien, wurde die Vorlage an eine erweiterte Kommission verwiesen.

— Der 200jährige Geburtstag Linnés wurde in allen schwedischen Schulen gefeiert. Das regt hoffentlich die deutschen Schulbehörden an, statt der Sedanfeier jährlich die Erinnerung an einen großen Gelehrten, Künstler, Dichter oder an eine kulturfördernde Entdeckung oder Erfindung festlich zu begehen. — In Uppsala fand am Freitag in Gegenwart zahlreicher auswärtiger Delegierten eine imposante Erinnerungsfeier in der Universität statt, an der Linné lange gewirkt hat.

— Eine Frau als Polarforscherin. Knud Rasmussen ist mit seiner 20jährigen Schwester Wilhelmina Rasmussen nach dem Smiths-Sund aufgebrochen, um einen Eskimostamm ausfindig zu machen, der noch niemals mit der zivilisierten Welt in Verbindung kam. Die Geschwister, deren einzige Begleitung ein Eskimo ist, reisen mit Hundeschlitten und leben ausschließlich von der Jagd. Sie wollen das kanadische Festland zu erreichen versuchen.

— Die norwegische Landessprache. Beide Teile des norwegischen Storkings — das Odelsting Ende April, das Lagthing jetzt kurz vor Pfingsten — haben einen Beschluß gefaßt, wonach in Zukunft beim Abiturientenexamen von jedem Schüler eine selbständige Prüfungsarbeit in „Landsmaal“ verlangt wird. Die Reichssprache Norwegens ist bekanntlich das Dänisch-norwegische, das sich zwar in Tonfall und Aussprache, in der Satzbildung und teilsweise auch im Wortschatz von dem eigentlich Dänischen unterscheidet, aber doch eine Art Dänisch ist. Daß das Dänische in Norwegen herrschend wurde, ist eine Folge der politischen Vereinigung dieses Landes mit Dänemark, die seit der Kalmarschen Union im Jahre 1397 bis zum Kieler Frieden im Jahre 1814 eine dauernde war. Die darauf geschlossene und vor nunmehr zwei Jahren aufgelöste schwedisch-norwegische Union hat keinen Einfluß auf die norwegische Reichssprache ausgeübt. Die eifrigen Förderer des Landsmaal sehen aber in der Herrschaft der dänisch-norwegischen Reichssprache ein Zeichen jener ehemaligen Abhängigkeit von Dänemark, während ihren Gegnern eben diese Sprache als die Kultursprache Norwegens erscheint, die sie bewahrt wissen wollen. Zwischen diesen entgegengesetzten Meinungen stehen viele, die dem Landsmaal oder den Volksdialekten einen mehr oder minder starken Einfluß einräumen wollen, damit die Reichssprache mehr und mehr norwegisch werde.

Ueber die Ausbreitung, die das Landsmaal bisher in der Presse und Literatur Norwegens gewonnen hat, machte im Odelsting ein Gegner des Landsmaal folgende Angaben: In der Reichssprache erschienen 547 Zeitungen und Zeitschriften, in Landsmaal nur 9, und von diesen nur 2 öfter als einmal wöchentlich. Von Värdern kamen im verflohenen Jahre 793 in der Reichssprache und 67 in Landsmaal heraus.

Derjelbe Redner bemerkt, daß im Storking wohl mehrere Abgeordnete in Dialekten sprechen, aber keiner Landsmaal spricht.

In den Lehrerseminarien hat das Landsmaal schon einen etwas stärkeren Einfluß gewonnen.